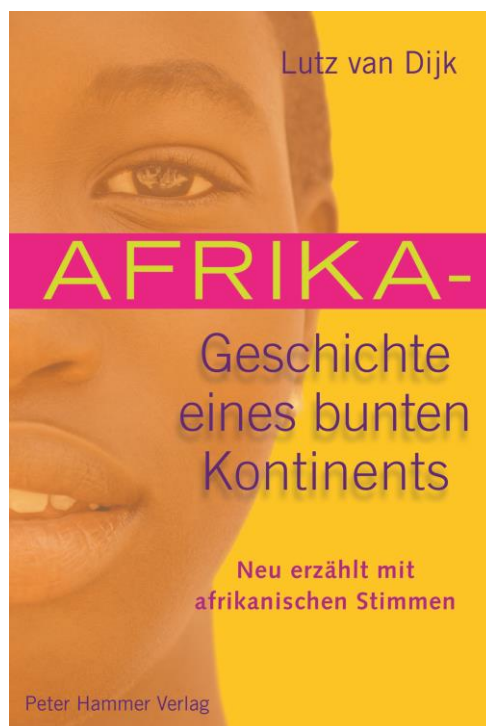


Leseprobe

Lutz van Dijk
Afrika
Geschichte eines bunten Kontinents

Peter Hammer Verlag, Wuppertal 2015
ISBN 978-3-7795-0527-3

S. 89-92 & 99-106 & 242-245 & 260-265



Afrikas Unterdrückung: Wie Europäer einen Kontinent unter sich aufteilen

(ca. 1500–1945)

Afrika vor gut 500 Jahren: Durchaus kein Paradies. In weiten Teilen ein menschenleerer Kontinent mit unwirtlichen Wüsten und tropischen Gebieten voller krankheitserregender Insekten, die eine Besiedlung von Menschen und ihren Haustieren erschweren. Um das Jahr 1500 lebten vermutlich weniger als 50 Millionen Menschen auf dem Kontinent (heute mehr als eine Milliarde).

Sklaverei gab es von jeher. Die ersten Berichte gehen zurück auf ägyptische Armeen, die von Feldzügen mit Gefangenen zurückkehrten, die zur Sklavenarbeit beim Bau von Pyramiden eingesetzt wurden. Auch unter den Bantuvölkern gab es gegenseitige Versklavung nach kriegerischen Auseinandersetzungen. Arabische Händler aus dem Norden waren die Ersten, die Geschäfte im großen Stil mit versklavten Kindern, Frauen und meist jungen Männern aus Zentralafrika aufzogen.

Jedoch: Sklaverei in den meisten frühen afrikanischen Zivilisationen ist nicht zu vergleichen mit den späteren Sklavengeschäften der Araber und Europäer. Sklaven waren Mitglieder der jeweiligen Fami-

lie und es gab verschiedene Möglichkeiten, wieder freizukommen. In vielen Gemeinschaften hatten sich beachtliche kulturelle Entwicklungen vollzogen, die eben nicht zuerst auf der Ausbeutung anderer basierten.

Noch vor den Europäern waren es Chinesen, die auf riesigen Handelsschiffen im Auftrag des chinesischen Kaisers ab 1415 an der ostafrikanischen Küste anlandeten, Waren austauschten und danach wieder zurücksegelten – ohne Ambitionen, weiter ins Landesinnere vorzustoßen.

Europa war in den Jahrhunderten zuvor vollauf mit Streitigkeiten der verschiedenen Königreiche und Fürstentümer untereinander beschäftigt, die ihre Untertanen in sinnlose Kriege schickten oder als »Leibeigene« für den eigenen Luxus schufteten ließen. Hinzu kam im 14. Jahrhundert die Pestepidemie, auch der »schwarze Tod« genannt, die unter ärmlichen hygienischen Bedingungen vor allem von Ratten auf Menschen und später als Lungenpest auch von Menschen untereinander übertragen wurde. Innerhalb weniger Jahre starben etwa ein Drittel aller Europäer an der Pest, gut 25 Millionen Menschen. Europa ist um 1500 noch viel weniger ein Paradies als Afrika. Es gibt viele Menschen, die fortwollen, und es gibt Herrscher und Händler, die nach neuen Quellen für ihre Luxusgüter suchen.

Die Portugiesen erreichen als Erste mit ihren Segelschiffen Mitte des 15. Jahrhunderts die Küste Westafrikas. Ihnen sollen bald andere europäische Händler, Missionare und später auch Soldaten und ganze Armeen folgen.

Auch in anderen Erdteilen – in Amerika und weiten Teilen Asiens – spielen sich Europäer im Laufe der Zeit als Ausbeuter und Unterdrücker auf. Nirgendwo wurden jedoch so viele Millionen Menschen gefangen genommen, Familien auseinandergerissen, funktionierende Lebens- und Dorfgemeinschaften zerstört und Kinder, Frauen und Männer Tausende Kilometer weit fort verschleppt, um dort ihr Leben als Sklaven ohne Hoffnung auf Heimkehr führen zu müssen.

Erst allmählich begreifen wir, dass die katastrophalen Folgen des systematischen Menschenraubs in Afrika weit über das Abschütteln der europäischen Kolonisatoren und die formale Unabhängigkeit der modernen afrikanischen Staaten hinausreichen. Das Trauma der

Sklaverei, die unterschiedlichen Formen der Entrechtung und Erniedrigung afrikanischer Menschen sind von den nachfolgenden Generationen nicht nur in Afrika, sondern auch in Europa und Amerika noch längst nicht im notwendigen Umfang verstanden worden.

Dazu gehört auch ein aufrichtiges Anerkennen dieses Unrechts in Europa und Amerika und ein Verstehen der Ideologien, die damals und heute zur Rechtfertigung von Ungleichheit und Benachteiligung von Menschen nichtweißer Hautfarbe benutzt werden. Viele westliche Hilfsaktionen für die »armen Menschen in Afrika« tragen bis heute Merkmale der Bevormundung und scheuen sich noch immer zu oft, Ursachen für Unrecht beim Namen zu nennen.

In Afrika müssen die Menschen sich der bitteren Wahrheit stellen, dass das ungeheure Ausmaß des Sklavenhandels nicht möglich gewesen wäre ohne die Komplizenschaft arabischer, aber eben auch afrikanischer Händler, häufig auch politischer Anführer, die sich auf Kosten ihrer Landsleute bereicherten. Das Infragestellen autoritärer Strukturen in Afrika, die wesentlich zum Ausmaß der Katastrophe beitragen, ist ebenfalls eine wichtige Aufgabe, die noch bevorsteht.

Beides keine leichten Lektionen.

Historisch gesehen ist es nur eine kurze Zeitspanne, in der sich die Europäer in Afrika als Ausbeuter und Unterdrücker aufführen und bis auf wenige Ausnahmen beinahe den gesamten Kontinent in Kolonien untereinander aufteilen, ohne auf die Bewohner auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen – eben wie Verbrecher dies mit gestohlener Beute tun.

Viel zu wenig ist bisher bekannt über die vielen Formen des Widerstands von afrikanischen Anführern gegenüber den europäischen Kolonialherren: von der Anpassung und dem Bemühen um friedliche Konfliktlösung bis hin zum mutigen, oft auch verzweifelten Kampf. In vielen europäischen Geschichtsbüchern wird nach wie vor ausführlich über die Schlachten der Europäer berichtet, um die »bedrohten eigenen Frauen und Kinder in den Kolonien« zu schützen. Die Verteidigungsformen der von eigenem Grund und Boden vertriebenen Afrikanerinnen und Afrikaner werden meist als »Massaker« beschrieben und ihre ermordeten Frauen und Kinder sind kaum eine Erwähnung wert.

Um die Eskalation von Rivalitäten der Europäer untereinander

in Afrika zu verhindern, rief der deutsche Kanzler Otto von Bismarck (1815–1898) Vertreter der europäischen Mächte im Jahr 1884 in Berlin zusammen. Damit wurde gleichzeitig die Aufteilung des afrikanischen Kontinents am Verhandlungstisch vorbereitet. Vertreter der afrikanischen Völker waren hierbei ausgeschlossen. Auch wenn sich die Europäer noch so mächtig fühlten und in den kommenden Jahrzehnten Schrecken und Armut in Afrika verbreiteten: Die Phase des Kolonialismus in Afrika dauerte nicht lange, auch wenn deren Folgen sich tief in die Realität eingegraben haben und bis heute sichtbar sind.

Die Verabredungen, die in Berlin getroffen wurden, und die Ländergrenzen, die in den kommenden Jahren gezogen wurden und keinerlei Rücksicht auf ethnische Verwandtschaften nahmen, bestehen im Wesentlichen bis heute. Spätestens ab Mitte des letzten Jahrhunderts mussten jedoch auch die überzeugtesten Kolonisatoren anfangen zu erkennen, dass sie sich auf Dauer nicht würden halten können. Zu stark war inzwischen die Opposition verschiedener afrikanischer Widerstandsgruppen geworden, zu teuer das Unterhalten der jeweiligen Kolonialverwaltung. Die Manier, in der sich die Europäer schließlich zurückzogen, war in vielen Fällen mindestens ebenso ungut wie ihre Ankunft auf dem afrikanischen Kontinent, wenn nun auch überwiegend nur noch mit verdeckten Karten gespielt wurde.

Zu oft wurde alles getan, um den korruptesten afrikanischen Politikern an die Macht zu helfen, nicht selten Marionetten, die trotz des Banners der »Unabhängigkeit« aus egoistischen Motiven weiter den Interessen der europäischen oder inzwischen auch US-amerikanischen und sowjetischen Mächte dienten. Zynisch konnte dann immer wieder darauf verwiesen werden, wie wenig die Afrikaner doch in der Lage seien, »ihre Sachen selbst zu regeln«. Jene, die dieses neokolonialistische Spiel durchschauten und sich dem wirtschaftlichen und politischen Einfluss von außen nach der offiziellen Befreiung vom Kolonialismus widersetzen, wurden mehr als einmal systematisch unter Druck gesetzt und, wo selbst dies nicht funktionierte, auch kaltblütig ermordet.

Afrikas Unterdrückung durch europäische Mächte begann vor mehr als 500 Jahren – mit der Ankunft der Portugiesen in Westafrika.

Gescheiterte Anpassung: Die Bakongo und die Portugiesen

Bereits 1415 haben sich die Portugiesen mit der Eroberung der marokkanischen Hafenstadt Ceuta, die Gibraltar gegenüberliegt, eine erste Bastion auf dem afrikanischen Kontinent geschaffen. Von hier aus erkundet Prinz Heinrich von Portugal (1394–1460), der später den Beinamen »der Seefahrer« erhielt, die Küste gen Süden. 1444 erreicht seine Flotte die Küste Guineas in Westafrika. Einige Monate später kehren sie mit viel Gold und den ersten gefangenen Afrikanern »als Beweis der erfolgreichen Eroberung« nach Lissabon zurück.

Allmählich beginnt ein Wettlauf zwischen Portugiesen und anderen europäischen Monarchien, der die innereuropäischen Konflikte in den nächsten Jahrhunderten auf andere Kontinente tragen wird: Unter dem Banner von Handelsgesellschaften oder christlichen Missionen werden Abenteurer, arme Leute und überzeugte Christen aller Schattierungen angelockt, um ihr Glück außerhalb Europas zu suchen. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts kommen die ersten Europäer auch in Nord- und Südamerika an – 1492 »entdeckt« der Italiener Christoph Kolumbus (1451–1506) im Auftrag der spanischen Königin auf einer nach Indien geplanten Erkundung die »neue Welt« Amerikas.

Engländer, Franzosen, Portugiesen, Skandinavier, Niederländer und Deutsche folgen auch hier. Nachdem die meisten »Indianer« Nordamerikas und die »Indios« Südamerikas niedergemetzelt und die wenigen Überlebenden sich als »unbrauchbare Arbeiter« erwiesen haben, werden dringend mehr Arbeitskräfte zur Nutzung der riesigen landwirtschaftlichen Gebiete benötigt.

Dem Vordringen der Europäer in der »neuen Welt« Nord- und Südamerikas scheinen vorerst keine Grenzen gesetzt. Die Besiedlung jener Teile Afrikas, die sich seit der »Entdeckung« des südafrikanischen »Kaps der Stürme« 1487 durch Bartolomeo Diaz (1450–1500) und seine Umseglung und Umbenennung in das »Kap der Guten Hoffnung« 1497 durch Vasco da Gama (1469–1524) auch auf Ost- und später Südafrika erstrecken, erweist sich demgegenüber als wesentlich

wenig gebracht. Sein Reich löst sich zunehmend in viele Fraktionen auf, die sich auf unterschiedlichen Ebenen mit oder gegen Portugiesen verbünden. Nach dem Tod des greisen Königs 1543 verliert das Reich der Bakongo endgültig an Bedeutung. Eine Einheit im Vorgehen der Afrikaner des Kongogebiets gibt es nicht mehr. Wenn sich ein Häuptling, Anführer oder König weigert, den Europäern Sklaven zu liefern, tut es ein anderer.

Der in Ghana aufgewachsene, langjährige BBC-Journalist für Afrika, George Alagiah (*1955), berichtet von einem aktuellen Interview mit Ugandas Präsident Yoweri Museveni (*1944) über die Anfänge des Kolonialismus in Afrika, in dem dieser antwortet: *»Sie können nicht über Kolonialismus sprechen, ohne über afrikanische Anführer zu sprechen. Kolonialismus kam in ein offenes Haus. Wie wenn der Räuber in ein Haus will und jemand ihm von innen die Tür öffnet.«*

Auf Menschenjagd: Die Katastrophe der Sklaverei

Die ersten afrikanischen Menschen, die nach Europa verschleppt worden waren, wurden hier anfangs eher als »exotische Figuren« mit Neugier betrachtet. Es gab eine Zeit, da es zum guten Ton bei den Reichen in Portugal und Spanien, später auch in England, Frankreich und Deutschland gehörte, einen »Neger«² in seiner Dienerschaft zu haben, der im Prinzip die gleichen Rechte hatte wie das übrige Personal. In dieser Zeit gab es noch nicht eine ausgefeilte Ideologie des Rassismus, die die »Schwarzen« als »minderwertig« definierte. Sie waren eben nur »ganz anders«, durchaus interessant, »kurios«. Es war möglich, dass junge Kongolesen in Portugal studieren und in Ausnahmefällen sogar Karriere machen konnten. Um 1550 waren etwa zehn Prozent der Bevölkerung Portugals Afrikanerinnen und Afrikaner, längst nicht alle als Diener oder anderes Personal.

In den meisten afrikanischen Zivilisationen kannte man vor dem Eintreffen der Europäer zwar auch Sklaven, die als Beute nach kriegerischen Auseinandersetzungen mitgenommen worden waren, oder hatte schon vom Sklavenhandel der Araber gehört. Es ging hierbei jedoch eher um ein Familienmitglied mit eingeschränkten Rechten als um ein Stück Gut, das man schlechter als Vieh hätte behandeln dürfen.

2 Einzelne Worte in Anführungszeichen stammen aus historischen Zitaten. Sie können verdeutlichen, wie Menschen früher dachten und sind deshalb – trotz ihrer diskriminierenden Bedeutung – beibehalten worden, auch wenn sie ansonsten heute nicht mehr gebraucht werden sollten.

Der westafrikanische Historiker Joseph Ki-Zerbo (1922–2006) schreibt:

» Im Allgemeinen integrierte man den Sklaven sehr schnell in die Familie ... Folglich besaß der Sklave Bürgerrechte und zusätzlich auch Eigentumsrechte, denn es gab vielfache Befreiungsverfahren und unter ihnen viele, die auf die Initiative der Sklaven selbst zurückzuführen sind. Im Kongo konnte man sogar Sklaven, die selbst Sklaven besaßen ... Es ist deshalb lächerlich zu behaupten, dass die Europäer nur eine schon existierende Praxis fortgesetzt hätten. «

Die einschneidende Veränderung kam, als die Europäer in Nord-, Mittel- und Südamerika für die in kürzester Zeit entstandenen riesigen Plantagen, auf denen vor allem Baumwolle, Tabak und Zuckerrohr angepflanzt wurden, dringend Arbeiter brauchten, um die gigantisch steigenden Gewinne immer höher treiben zu können. Die Ureinwohner Amerikas schieden hierfür aus, da sie nicht nur ihres Landes beraubt worden waren, sondern durch Völkermord und zusätzliche Infektionen mit europäischen Krankheiten so dezimiert und demoralisiert waren, dass sie den Herren als nicht mehr »brauchbar« erschienen.

In kürzester Zeit bildete sich eine Mafia europäischer, afrikanischer und arabischer Händler, die mit unglaublicher Menschenverachtung ein völlig neues Verständnis von Sklaven einführten: Es ging nicht mehr um Menschen mit weniger Status oder mit geringeren bzw. gar keinen Rechten, sondern nur noch um eine Ware, die möglichst gewinnträchtig zu fangen, zu transportieren und zu verkaufen war. Das Monopol der Portugiesen wurde bald von anderen Europäern angegriffen, und so tummelten sich neben Piratenschiffen vor der Küste Westafrikas auch Flotten der Spanier, Engländer, Franzosen und Holländer, für eine Weile auch Schweden, Dänen und Deutsche, die sich gegenseitig die Geschäfte streitig machten.

Die Spanier setzten eine Zeit lang ein System durch, wonach sie Einfuhrzahlen kontrollierten und die Rechte dafür an andere Länder, aber auch einzelne Händler verkauften. Die Menschen wurden dabei nicht einmal mehr als individuelle Personen notiert, sondern in Tonnen angegeben. Zum ersten Mal wurde so eine Genehmigung

(»Asiento«) 1518 ausgegeben. Ein Dokument aus dem Jahr 1696 erlaubt der portugiesischen Guinea-Kompagnie »10 000 Tonnen Neger« pro Jahr einzuführen.

Wer die Küste Westafrikas heute besucht, findet jene mit Kanonen ausgestatteten Burgen und Festungen, mit denen die Europäer ihre Geschäfte ausschließlich untereinander und nicht etwa gegen Afrikaner zu verteidigen hatten. Es sind stumme, dicht an dicht entlang der Küste gereichte Zeugen jener grausamen Epoche. Millionen afrikanischer Kinder, Frauen und Männer wurden in diesen Festungen vor der Überfahrt nach Übersee zusammengetrieben und sahen von hier aus zum letzten Mal ihren Kontinent. Bescheidene Schätzungen gehen von acht Millionen – wahrscheinlich aber eher 15 Millionen – Afrikanerinnen und Afrikanern aus, die als Sklaven unter den entwürdigendsten Umständen deportiert wurden. Wie viele allein bei der Menschenjagd ermordet oder auf der wochenlangen Überfahrt starben und ins Meer geworfen wurden, vermag keine Statistik mehr zu beweisen.

Der erste Sklave, der es nicht nur schaffte, sich im Alter von 21 Jahren selbst freizukaufen, sondern über sein Leben ein Buch zu schreiben, das 1789 in England erschien und wesentlich zur Abschaffung der Sklaverei beitrug, war Olaudah Equiano (1745–1797). Hier erinnert er sich, wie er als elfjähriger gefangener Junge auf dem Sklavenschiff ankam:

» Einige packten und schüttelten mich, um zu sehen, ob ich zu gebrauchen sei. Ich war überzeugt, dass ich in einer Welt böser Geister angekommen war und sie mich bestimmt töten werden ... Als ich mich weiter an Deck umsah ... erblickte ich eine große Anzahl von schwarzen Menschen, die aneinandergelockt waren und deren Gesichter nichts als Leid und Niedergeschlagenheit ausdrückten. Ich war so überwältigt von so viel Qual und Schrecken, dass ich keinerlei Zweifel an meinem weiteren Schicksal hatte und bewusstlos zu Boden fiel. Als ich wieder zu mir kam, erkannte ich einige der schwarzen Bewacher, die uns hierhergebracht und die nun wohl ihren Lohn dafür erhalten hatten. Sie versuchten, mir als einem der Jüngsten Mut zuzusprechen, jedoch vergeblich.

Ich fragte sie, ob diese weißen Männer mit ihrem schrecklichen Aus-



Olaudah Equiano, später auch unter den Namen Gustavus Vassa bekannt, hier nach einer Zeichnung, die er 1789, im Alter von 43 Jahren, in Auftrag gegeben hatte für seine berühmte Autobiografie.

sehen, den roten Gesichtern und langen Haaren, mich nicht fressen würden. Sie meinten, dass dies nicht geschehen würde, und einer aus der Gruppe brachte mir sogar Schnaps. Ich kostete etwas davon, aber erschrak nur erneut, denn noch nie hatte ich so einen Geschmack in meinem Mund gehabt. Kurz danach gingen die schwarzen Wachleute vom Schiff ... und ließen mich zurück in tiefster Verzweiflung. «

Auf diesen Sklavenschiffen wurden bei einer Besatzung von zum Beispiel 30 Seeleuten und fünf Offizieren bis zu 500 Sklaven unter schlimmsten Bedingungen und bei einer Überfahrtszeit von mindestens fünf Wochen bis zu drei Monaten transportiert. Nicht wenige Gefangene versuchten bis zuletzt zu entkommen – oder sich das Leben zu nehmen, wenn jede Aussicht darauf endgültig unmöglich schien. Manche zogen es vor, sich ins Meer zu stürzen, anstatt weitere Qualen zu erleiden. Diejenigen, die keine andere Möglichkeit sahen, versuchten, durch die Verweigerung von Nahrung zu sterben.

Ein englischer Sklavenkapitän berichtet, dass Hungerstreik als schweres Vergehen geahndet wurde, indem der Mund des »Verweigerers zuerst mit glühenden Kohlen, die an seine Lippen gehalten werden, geöffnet und dann ein Metalltrichter in seinen Hals geschlagen wird, über den Nahrung zwangsweise zugeführt werden kann«. Ein zeitgenössischer Schiffsarzt empfiehlt, »lieber bei Nacht die afrikanische Küste zu verlassen. So werden viele erst am nächsten Tag gewahr, dass ihre Heimat bereits außer Sicht ist, und das dann zumeist einsetzende Heulen und hysterische Schreien, vor allem der Weiber, kann keine anderen Ladungen mehr in Unruhe versetzen.«

In wenigen Fällen versuchen Sklaven eine Meuterei auf hoher See. In der Regel werden Revolten schnell niedergeschlagen, wobei die Anführer erst nach schlimmsten Folterungen ins Meer geworfen werden. Ein zeitgenössischer Kapitän bedauert, dass eine Meuterei einmal dazu geführt hat, dass von seiner »Ladung nicht nur 80 aufrührerische Neger sofort erschossen oder ertränkt werden mussten. Schlimmer noch war, dass ein Großteil der übrigen Ladung während der kurzen Kampfhandlungen so unglücklich angeschossen war, dass nicht nur ihre Wunden anschwellen und eiterten, sondern die meisten auch jede Behandlung verweigerten, ja die Wunden selbst immer neu aufrissen, bis sie verbluteten oder an Infektionen starben und so für uns wertlos wurden.«

Der Fall einer einzigen erfolgreichen Meuterei ist bekannt – und von dem US-amerikanischen Regisseur Steven Spielberg (*1947) in seinem Film über das spanische Sklavenschiff »Amistad« (USA 1997) in weitgehender Orientierung an den Fakten gestaltet worden.

Die Meuterei von Sklaven auf der »Amistad« im Jahr 1839: »Wir sind Menschen aus Afrika, und wir sind dort frei geboren ...«

» Anfang 1839 wird der 25-jährige Sengbe Pieh (sein Vorname wird auch als »Cinque« oder »Singbe« angegeben), ein Angehöriger der Mende, im westafrikanischen Sierra Leone gefangen genommen und auf einem

portugiesischen Sklavenschiff nach Kuba gebracht. In Kuba wird er zusammen mit 53 anderen gefangenen Frauen und Männern aus Sierra Leone von zwei Spaniern gekauft, die das Sklavenschiff ›Amistad‹ (spanisch: Freundschaft) und seine Belegschaft unter Kapitän Ramon Ferrer anheuern, um sie zur Arbeit auf Plantagen zu bringen.

Kurz nach der Abfahrt schafft es Sengbe Pieh nachts, sich von seinen Eisenketten loszumachen und auch andere zu befreien. Sie schleichen sich zuerst zu den schlafenden Matrosen und berauben sie ihrer Waffen. Dann ergreifen sie Kapitän Ferrer und töten ihn sowie einen weiteren Mann. Sengbe Pieh übernimmt das Kommando, und es scheint, als würden die Matrosen seinen Anweisungen Folge leisten und zurück nach Afrika segeln. Den beiden Spaniern, Pedro Montez und José Ruiz, gelingt es jedoch, Sengbe Pieh und die Afrikaner zu täuschen, und statt ostwärts segelt die ›Amistad‹ in Richtung Norden. Nach gut 60 Tagen erreichen sie eine kühle, neblige Küste – nicht in Westafrika, sondern in Long Island vor New York.

Mit Hilfe von Marinesoldaten gelingt es den beiden Spaniern, die verwirrten und erschöpften Afrikanerinnen und Afrikaner erneut gefangen zu nehmen. Sie werden der Meuterei und des Mordes angeklagt, die beiden Spanier verlangen zusätzlich die Rückgabe ihres ›Besitzes an Sklaven‹, eine Forderung, für die sie Unterstützung von der spanischen Königin erhalten.

Zu dieser Zeit ist im Staat New York und einigen anderen Nordstaaten die Sklaverei schon verboten. In den USA insgesamt wird das erst ab 1863 offiziell der Fall sein. Aber es gibt bereits seit Langem die Bewegung zur Abschaffung (englisch: abolition) der Sklaverei.

Die Abolitionisten organisieren die Öffentlichkeit zur Unterstützung der Afrikaner. Ein Übersetzer des Mende kann für die bevorstehende Gerichtsverhandlung gefunden werden. Ihr Hauptargument ist, dass die Afrikaner freizusprechen sind, da sie vom Recht aller freien Menschen zur Verteidigung ihrer Freiheit Gebrauch gemacht hätten.

Der Prozess dauert mehrere Monate und geht schließlich zum Obersten Gerichtshof. Die öffentliche Meinung ist mehr und mehr gespalten. Der Fall der ›Amistad‹ wird zu einem Schauprozess über das Für und Wider der Sklaverei.

Es ist eine leidenschaftliche Rede von Sengbe Pieh, in Mende gehalten und übersetzt, die zu einem Umschwung auch im Gericht führt. Der

junge Mann sagt darin unter anderem: ›Wir sind Menschen aus Afrika, und wir sind dort frei geboren. Seit dem Tag unserer Geburt sind wir frei und besitzen das Recht, frei zu sein. Deshalb sollen wir frei bleiben und nicht Sklaven.‹ Eine Argumentation, die von den Verteidigern beinahe wörtlich übernommen wird.

Den Abolitionisten gelingt es schließlich, den früheren US-Präsidenten John Quincy Adams (1767–1848) als Anwalt für die Sache der Afrikaner zu gewinnen. Im Alter von 73 Jahren, krank und halb blind, hält er eine mehr als achtstündige Rede, die endgültig zum Freispruch der ehemaligen Sklaven führt.

Ihnen wird die Rückfahrt nach Sierra Leone bezahlt, wohin 35 von den ehemals 53 gefangenen Frauen und Männern, darunter auch Sengbe Pieh, Anfang 1842 zurückkehren. Die übrigen sind während der Fahrt nach Amerika und der langen Gerichtsverhandlung gestorben. ‹‹

Die Sklaverei wurde in Großbritannien offiziell 1833 abgeschafft, in den USA insgesamt erst 1863 als Folge des gewonnenen Bürgerkriegs der Nord- gegen die Südstaaten. In vielen Ländern geschieht dies sogar erst im Laufe des letzten Jahrhunderts, wie zum Beispiel in Saudi-Arabien 1963. Inoffiziell gibt es Sklaverei auch heute noch. Immer wieder werden Fälle von Kindersklaven, vor allem in Asien und Afrika, aber auch Osteuropa, aufgedeckt: Kinder und Jugendliche, die von verarmten Eltern in großer Not, oft auch auf falsche Versprechungen hin, verkauft und ausschließlich zu Kinderarbeit oder Prostitution ausgenutzt werden.

Für den afrikanischen Kontinent bedeutete der Raub der gesündesten und kräftigsten Menschen in vielfacher Millionenhöhe über mehrere Jahrhunderte eine wirtschaftliche wie menschliche Tragödie von kaum vorstellbarem Ausmaß, für die die Verantwortlichen niemals zur Rechenschaft gezogen wurden. Von keinem anderen Kontinent sind jemals so viele Menschen zwangsdeportiert worden. Die Kinder und Enkelkinder afrikanischer Sklaven wuchsen Tausende Kilometer von ihrer Heimat entfernt auf – außer in den USA und Brasilien auch auf Aruba, Bonaire, Curaçao, Grenada, Jamaika, Haiti, Puerto Rico, Trinidad, Kuba und der Dominikanischen Republik,

in Belize, Nicaragua, Panama, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Peru, Surinam und Guyana.

Menschen afrikanischen Ursprungs und Afrikanerinnen und Afrikaner, die außerhalb ihres Kontinents leben, gibt es heute überall auf der Welt.

Hätte das Verbrechen des millionenfachen Menschenraubs verhindert werden können? Gab es nicht auch afrikanische Völker oder Länder, die es schafften, sich gegen die europäischen Ausbeuter erfolgreich zu wehren?

Ein kurzer Sieg: Die Zulus und die Briten

Das Ende der Sklaverei wurde nicht in Afrika erstritten, sondern von weißen Gegnern der Sklaverei wie den Abolitionisten in England und in den Nordstaaten der USA, Helfern von geflohenen Sklaven wie den religiös orientierten Quäkern und schließlich aufständischen und befreiten Sklaven in Übersee. Sklaverei verlor aber auch an Bedeutung durch das Aufkommen des Kapitalismus und der »Industriellen Revolution« zuerst in Europa und später auch weltweit – das Geschäft der Sklaverei lohnte sich schlicht immer weniger.

Kapitalismus funktioniert, wenn eine bestimmte Summe Geldes (Kapital) so eingesetzt wird, dass dabei am Ende ein Gewinn (Profit) herauspringt. Das Produkt selbst oder die Arbeiter sind weniger wichtig als das Ingangsetzen einer Spirale von Produzieren, Verkaufen, den Gewinn investieren, mehr Produzieren, schließlich mehr Verkaufen und so fort. Dabei ist es wichtig, Kontrolle über die Rohstoffe (für die Produktion) und die Märkte (zum Verkaufen) zu bekommen. Alles andere hat sich dem unterzuordnen. Hinzu kam der zunehmende Einsatz von Maschinen, der menschliche Arbeitskräfte in vielen Bereichen überflüssig oder zu Handlangern der Maschinen machte – das industrielle Zeitalter der Fließbandarbeit hatte begonnen.

Als in die Länder in Übersee, vor allem Nord- und Südamerika, genügend Arbeitskräfte importiert waren und auch in der Landwirtschaft Menschen zunehmend durch Maschinen ersetzt wurden, erschien es unnötig teuer, Sklaven fortlaufend zu bewachen oder gar noch mühsam und mit Gewalt weiter zu importieren. Es lag näher, Bedingungen zu schaffen, unter denen Menschen sich »freiwillig vermehren« und sich dann selbst verkaufen, um ihr Brot verdienen zu können.

In Afrika waren es die Engländer, die im Süden des Kontinents als Erste kapitalistische Produktionsformen und ihren Anspruch auf koloniale Herrschaft durchsetzen wollten – und damit die konservativen, holländischstämmigen Buren, die dort bereits 1652 die Handels-

Arabischer Frühling im Norden: Die Ungeduld der Jugend

Der verzweifelte Protest von Mohamed Bouazizi (26)

Alles begann mit dem jungen Straßenhändler Mohamed Bouazizi (1984–2011) aus Tunesien:

Als Mohamed erst drei Jahre alt ist, stirbt sein Vater, ein Bauarbeiter. Die Mutter heiratet etwas später einen Onkel, aber dieser ist, als Mohamed schon zur Schule geht, aus gesundheitlichen Gründen meist ohne Arbeit. Gemeinsam mit seinen fünf Geschwistern besucht Mohamed eine Dorfschule, die aus nur einem Raum besteht. Schon mit zehn Jahren versucht er, mit allen möglichen Arbeiten auf dem Land etwas zur Ernährung der armen Familie beizutragen, und ist so öfter nicht im Unterricht, bis er als Jugendlicher schließlich die Schule gänzlich aufgibt (einige Reporter berichteten später, dass er eine Universität besucht habe, seine Schwester betont jedoch, dass dies eine Verwechslung gewesen sei).

Er nimmt sich ein Zimmer in der knapp 20 Kilometer entfernten Kleinstadt Sidi Bouzid, wo er hofft, eher Arbeit finden zu können. Seine Bewerbung für den Militärdienst wird abgelehnt. Schließlich hat er die Idee, mit einem kleinen Holzhandkarren durch die Innenstadt zu ziehen und Gemüse zu verkaufen. Oft arbeitet er mehr als 14 Stunden pro Tag, aber immerhin kann er sich einen festen Kundenstamm aufbauen und schafft es, pro Monat umgerechnet rund 140 US-Dollar zu verdienen. Außer um die eigenen Kosten für Zimmermiete und Essen zu decken, dient sein Einkommen auch der Unterstützung seiner Mutter im Dorf, des kranken Onkels und der jüngeren Geschwister. Er hilft außerdem einer älteren Schwester, ihre Studiengebühren an der Universität zu bezahlen.

So bleibt kein Geld, um auch noch eine Lizenz für den bescheidenen Handel zu bezahlen. Obwohl er aufpasst, wird er doch öfter von der Polizei angehalten und zu Geldstrafen verurteilt. Auch sind seine Waren schon konfisziert worden. In Sidi Bouzid, einer Kleinstadt mit

etwa 40 000 Einwohnern, rund 200 Kilometer südwestlich der Hauptstadt Tunis, herrscht über 30 Prozent Arbeitslosigkeit und Korruption ist verbreitet. Mohamed Bouazizi weigert sich, Bestechungsgelder zu bezahlen.

Am Donnerstagabend, dem 16. Dezember 2010, hat er für mehr Geld als sonst Gemüse auf Vorkasse eingekauft. Ab acht Uhr am nächsten Morgen, dem 17. Dezember, ist er mit seinem voll beladenen Karren auf den Beinen. Gegen 10.30 Uhr wird er von der Polizei angehalten. Dieses Mal gehen sie noch einen Schritt weiter als sonst: Nicht nur werden ihm alle Waren abgenommen, sondern auch sein Holzkarren und eine neu angeschaffte elektrische Waage. Geleitet wird der Einsatz gegen die Straßenhändler an diesem Tag von einer 45-jährigen Beamtin der Stadtverwaltung, die ihn auslacht und – wie manche Zeugen später behaupten – sogar schlägt.

Aber Mohamed gibt noch nicht auf: Verzweifelt geht er zum Gebäude der Stadtverwaltung, um sich offiziell beim Gouverneur zu beschweren und sein Eigentum, wenigstens den Karren und die teure Waage, zurückzufordern. Der Gouverneur und auch sonst keiner der



Eine zu Ehren von Mohamed Bouazizi noch im Jahr seines Todes 2011 herausgegebene tunesische Briefmarke zeigt ihn und seinen bescheidenen Gemüsekarren.

anwesenden Beamten ist jedoch bereit, ihn zu sprechen. Als er nicht aufgibt, wird erneut Polizei gerufen, die ihn vertreibt und ihm jeden weiteren Einlass verwehrt.

Mohamed geht darauf zu einem nahen Laden und kauft zwei Flaschen mit Farbverdünnungsmittel. Dann, um 11.30 Uhr, nur eine Stunde, nachdem ihn die Polizei zuerst angehalten hat, kehrt er zum Eingang der Stadtverwaltung zurück und ruft: »Wovon soll ich denn noch leben?« Als Nächstes schüttet er den Inhalt beider Flaschen über seinen Kopf und Körper und zündet sich an.

Es sind viele Menschen an diesem Freitagvormittag auf dem Platz vor der Stadtverwaltung von Sidi Bouzid. Die meisten starren voller Entsetzen auf den lichterloh brennenden jungen Mann. Einer versucht vergeblich, die Flammen mit Wasser zu löschen. Wenig später bricht Mohamed bewusstlos zusammen. Als endlich ein Krankenwagen eintrifft, ist Mohameds Haut zu 90 Prozent verbrannt.

Wie durch ein Wunder lebt er noch, auch wenn er nie mehr aus dem Koma aufwachen wird. Zweimal wird er in Spezialkrankenhäuser verlegt. Die Nachricht von seiner Selbstverbrennung verbreitet sich nicht nur überall im Land, sondern in der gesamten arabischen Welt. Viele junge Leute auch in anderen Ländern Nordafrikas und dem Nahen Osten fühlen mit Mohamed: Wie er sind sie arbeitslos oder verdienen nur wenig in schlechten Jobs. Wie er erleben sie staatliche Autorität als arrogant und korrupt.

Tunesiens Präsident Zine el Abidine Ben Ali (*1936), seit mehr als 23 Jahren im Amt, spürt bald, dass es hier um mehr als nur um den Protest eines armen Straßenhändlers geht: Er lässt sich von Fernsehkameras filmen, als er den bis dahin völlig unbekanntem, weiter bewusstlosen Mohamed Bouazizi auf der Intensivstation besucht. Doch beinahe täglich gibt es nun bereits auch in anderen Landesteilen Protestversammlungen gegen ihn und seine korrupte Staatsführung, vor allem von jungen Leuten wie Mohamed.

Am Nachmittag des 4. Januar 2011 erliegt Mohamed seinen schweren Verletzungen. Zur Beerdigung kommen etwa 5 000 Menschen, streng bewacht von der Polizei. Trotzdem skandieren einige immer wieder Sätze wie: *»Heute weinen wir um dich, Mohamed. Bald werden diejenigen weinen, die dich auf dem Gewissen haben.«* In den kom-

menden Tagen demonstrieren Hunderttausende junger Leute überall im Land, auch in der Hauptstadt Tunis.

Am 13. Januar 2011 kündigt Präsident Ben Ali an, dass er bei den nächsten Wahlen 2014 nicht mehr kandidieren werde und ab sofort mehr Pressefreiheit erlauben wolle. Inzwischen hat sich jedoch auch die Militärführung des Landes entschlossen, ihn fallen zu lassen. Bereits einen Tag später und nur zehn Tage nach Mohameds Beerdigung gestattet das Militär Präsident Ben Ali mit seiner Frau und seinen drei Kindern gerade noch zu fliehen, dann wird der Flughafen geschlossen.

Zunächst fliegt Ben Alis Maschine nach Frankreich, wo ihm jedoch die Landung verwehrt wird. Schließlich gewährt ihm das konservative Königreich Saudi-Arabien Exil, wo er bis heute lebt. Am 20. Juni 2011 verurteilt ein tunesisches Gericht ihn und seine Frau in Abwesenheit zu 35 Jahren Gefängnis wegen Diebstahl am Volk und wegen des unrechtmäßigen Besitzes von Geld und Schmuck im Wert von vielen Millionen US-Dollar. Die meisten Tunesier – junge wie alte – atmen auf, weil es gelungen ist, eine Revolution so unblutig durchzuführen. Was wenig später unter dem Namen »Arabischer Frühling« bekannt wird, hat begonnen.

Drei Beispiele: Chaos in Libyen, erneute Militardiktatur in Ägypten – und eine gestärkte Demokratie in Tunesien

Chaos in Libyen

Es begann durchaus hoffnungsfroh: Als junger Offizier von 27 Jahren war Muammar al-Gaddafi (1942–2011) 1969 nach einem unblutigen Putsch an die Macht gekommen. Anfangs hatte er sich wie viele junge Araber am ägyptischen Präsidenten Gamal Abdel Nasser (1918–1970) orientiert, der 1952 ebenfalls ein korruptes Königshaus fortgejagt und sich für die Einheit der arabischen Völker eingesetzt hatte. Die großen Ölvorkommen Libyens nutzte Gaddafi anfangs nicht zur persönlichen Bereicherung, sondern verschaffte den früher meist armen Bewohnern seines Landes einen deutlich hohen Lebensstandard. Mit den

Festung Europa: Teilen oder Töten?

Noch nie seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 gab es weltweit so viele Flüchtlinge wie heute: Rund 50 Millionen Menschen haben ihr Zuhause verlassen und sind mit den wenigen Habseligkeiten, die sie bei sich tragen können, auf der Flucht – vor Hunger, Krieg, Verfolgung. Die Hälfte von ihnen sind Kinder unter 18 Jahren. Sie geben alles auf, sie riskieren oft sogar ihr Leben, nur um wegzukommen von dort, wo es noch schlimmer ist.

«Das entspricht dem Fang eines senegalischen Fischers, der jeden Tag mit seinem Boot hinausfährt, und das 55 Jahre lang ...» – Moustapha Diallo (geboren 1965 in Kaolack, Senegal) studierte zuerst Germanistik in Dakar, später in Österreich, Deutschland und Frankreich, lehrte an der Universität Paderborn und arbeitet heute als Übersetzer und Publizist (u. a. als Herausgeber und Mitautor des Buches »Visionäre Afrikas«, 2014):

» Ich möchte mit einer Geschichte beginnen, die für viele Fluchtgeschichten aus Afrika steht. Sie handelt vom Dorf Ndioudiouf in meinem Heimatland Senegal. Dort wohnten damals etwa 165 Menschen.

Vor fünf Jahren taten sich dort 48 von ihnen, meist Jugendliche und junge Männer, zusammen und beschlossen, ein Boot zu bauen. Sie kamen alle aus diesem Fischerdorf oder dessen Umgebung und wollten sich nicht auf die einschlägigen Seelenverkäufer verlassen. Nach monatelanger Arbeit stachen sie in See, Richtung Spanien. Am Strand war das ganze Dorf versammelt, denn jede Familie hatte mindestens ein Mitglied unter der Besatzung. Das Boot kam nie in Europa an. In dem Dorf wurde kein Fest mehr gefeiert, keine Hochzeit, keine Taufe, nichts, was Anlass zur Freude wäre ... Es ist heute ein traumatisiertes Dorf.

Interessanter als die Frage, was sie in Europa wollten, ist die Frage, wie sie auf die Idee kamen: Warum dieser kollektive Aufbruch?

Einige Jahre zuvor hatte die Europäische Union Fangrechte für sene-



Moustapha Diallo (49) lebt heute in Münster (2014).

galesische Gewässer gekauft. Was das für die einheimischen Fischer bedeutete, kann man an folgenden Zahlen sehen:

Der Fang eines europäischen Trawlers an einem Tag entspricht dem, was ein senegalesischer Fischer fängt, wenn er jeden Tag mit seinem Boot hinausfährt, und das 55 Jahre lang. Die Existenzgrundlage ganzer Dörfer wurde mit diesem Abkommen zerstört ... «

Die weitaus meisten afrikanischen Flüchtlinge kommen niemals in den wohlhabenden Ländern an: 86 Prozent der Flüchtlinge weltweit werden von anderen armen Ländern aufgenommen, oft Nachbarländern, denen es nicht viel besser geht, aber wo die unmittelbare Bedrohung etwas kleiner erscheint. Dort harren sie nicht selten jahrelang in oft erbärmlichen, riesigen Zeltlagern aus, auf engstem Raum mit Tausenden, oft Zehntausenden anderer Verzweifelter.

In Afrika kommen gegenwärtig die meisten Flüchtlinge aus Somalia, dem Südsudan, der Demokratischen Republik Kongo und der Zentralafrikanischen Republik, mehr und mehr auch aus jenen Ländern Nordafrikas, in denen der arabische Frühling in einen Herbst umgeschlagen ist. Nur die allerwenigsten von ihnen schaffen es bis nach Europa. Von den vielen Millionen Flüchtlingen erreichen pro Jahr nur etwa 100 000 die nordafrikanische Küste und etwas mehr als 40 000 versuchen von dort die weitere Flucht nach Spanien (oder die spanischen Enklaven Ceuta und Melilla in Nordmarokko) oder auf wackeligen und überladenen Booten nach Südfrankreich, Italien oder Griechenland.

Wie viele von ihnen dabei jedes Jahr umkommen, ist nicht sicher: Nach Angaben verschiedener Menschenrechtsorganisationen sind 2013 rund 600 Flüchtlinge im Mittelmeer ertrunken, 2014 waren es bereits 3 400. Die Zahlen eskalieren weiter: Von Januar bis April 2015 sind etwa 1700 Menschen ertrunken, dabei gab es allein in der Nacht vom 18. auf den 19. April mindestens 900 Tote. Die Zahl der Menschen, die illegal im Jahr 2014 von Nordafrika nach Südeuropa zu flüchten versuchten, ist inzwischen auf 175 000 hoch korrigiert worden. Meist werden nur die spektakulärsten Katastrophen wahrgenommen, wie jene am 3. Oktober 2013 vor der italienischen Insel Lampedusa.

Zeugenaussage einer älteren Bewohnerin von Lampedusa in der Nacht nach dem Unglück vom 3. Oktober 2013, als von 545 Flüchtlingen nur 155 gerettet werden konnten – und 390 ertranken: »Die waren so dicht bei uns an der Küste, dass wir im Dunkeln lange nur ihre Schreie hörten, aber so weit, das wir sie nicht sehen konnten ... bis es immer leiser wurde und auch die verstummten.«

Die italienische Insel Lampedusa liegt nur 130 Kilometer vor der tunesischen Küste. Bis Sizilien sind es dagegen noch rund 205 Kilometer. Es ist eine kleine Insel von nur 20 Quadratkilometern Fläche: etwa neun Kilometer Länge in ostwestlicher Richtung und rund drei Kilometer Breite.

Nur etwa 6 500 Menschen wohnen dauerhaft hier. In den Sommermonaten kommen noch einmal etwa die gleiche Anzahl Urlauber. Neben dem

*Tourismus leben die meisten Lampeduser vom Fischfang und der Produktion von Fischkonserven. Es sind überwiegend hart arbeitende, freundliche Menschen, die wenig anfällig für Rechtsextremismus sind und selbst Politiker wie die Französin Marine Le Pen (*1968) davonjagten, als diese die Probleme auf der Insel für ausländerfeindliche Propaganda missbrauchen wollte.*

Viele Inselbewohner haben Verständnis für die Not der zuweilen bis zu 25 000 gestrandeten Flüchtlinge. Als im Januar 2009 einige Hundert aus einem Internierungslager ausbrachen (das ausgelegt war für 600 Menschen, in dem aber fast 2 000 eingesperrt waren), protestierten einige mit den Flüchtlingen zusammen gegen eine Politik in Rom und Brüssel, die sie gemeinsam als »Vorposten der Festung Europa« missbrauchte.

Das Unglück in der Nacht vom 3. Oktober 2013 war nicht das erste, aber das bis dahin schwerste: An Bord des nur 20 Meter langen Bootes waren 545 Flüchtlinge, überwiegend aus Eritrea, Somalia und Ghana, die von der gut 300 Kilometer entfernten libyschen Küste aufgebrochen waren. Nach einem Motorschaden entzündete der Kapitän eine Decke als Notsignal. Das Feuer geriet jedoch schnell außer Kontrolle. Eine Panik entstand auf dem Schiff, sodass zu viele Passagiere auf die eine Seite des Bootes rannten, was zu dessen Kentern führte. 390 Kinder, Frauen und Männer ertranken, die meisten von ihnen konnten nicht schwimmen.

Viele hatten lange für diese Flucht gespart. Wie sich später herausstellte, hatten Menschenschmuggler bis zu 3 000 US-Dollar pro Erwachsenen vorab kassiert. Der tunesische Kapitän wurde wegen Totschlags angezeigt. Gegen alle Überlebenden eröffnete ein Staatsanwalt zunächst ein Verfahren wegen illegaler Einwanderung, das aber später aufgrund zahlreicher Proteste zurückgezogen wurde.

Die Bürgermeisterin von Lampedusa, Giuseppina Nicolini (*1961), die sich schon früher für die Menschenrechte von Bootsflüchtlingen ausgesprochen hatte, sagte im Fernsehen:

»Dieses ist nicht die erste Tragödie. Bisher blieben die meisten nur weitgehend unsichtbar für die Welt. Denn es ging immer nur um arme Menschen. Als zuletzt elf Afrikaner ertranken, berichtete niemand darüber. Stellen Sie sich vor, ein Luxusdampfer wäre in Seenot geraten und elf wohlhabende

Passagiere ertrunken. Alle Nachrichtensender hätten weltweit davon berichtet. Nun mussten erst fast 400 arme Menschen ihr Leben lassen, um auch einmal internationale Aufmerksamkeit zu erhalten. «

Wie sehr sie recht hatte, wurde nur wenig später deutlich, als am 11. Oktober 2013 erneut ein Flüchtlingsboot mit 240 Passagieren, das von Malta aus nach Lampedusa aufgebrochen war, kenterte und 34 Menschen ertranken. Bürgermeisterin Nicolini jedoch schaffte es, dass noch vor Ende Oktober 2013 die italienische Regierung ein bis dahin nicht dagewesenes Rettungsprogramm unter dem Namen »Mare Nostrum« in Koordination zwischen Marine, Küstenwache und zivilen Organisationen für Bootsflüchtlinge ins Leben rief, durch das bis heute Tausende von Flüchtlingen nicht nur gerettet wurden, sondern auch illegaler Menschenschmuggel besser kontrolliert werden konnte.⁴ Bürgermeisterin Nicolini betonte in verschiedenen Interviews: *»Wir müssen aufhören, immer nur erste Hilfe zu leisten, wenn wieder eine Katastrophe geschehen ist. Die Menschen, die ihr Leben riskieren, tun das, weil die Katastrophe, in der sie leben, noch viel schlimmer ist. Das müssen wir in Europa endlich begreifen.«*

Oft sind die Ursachen der Flucht nicht zu trennen von internationalen Wirtschaftsabkommen, wie sie Moustapha Diallo für das senegalesische Dorf schildert, die wesentlich dafür verantwortlich sind, dass Menschen aus größter Not ihre Heimat verlassen. Nicht selten sind es die gleichen Politiker, die »nur« die so genannten eigenen nationalen Interessen vertreten, die später am radikalsten eine »Bekämpfung der Flüchtlingsströme« fordern.

4 Nur ein Jahr später, Ende Oktober 2014, gab die italienische Regierung bekannt, dass das »Mare Nostrum«-Programm wieder beendet sei (durch das seit Oktober 2013 rund 150 000 Menschen aus Seenot gerettet worden waren – rund 400 pro Tag). »Italien hat seine Pflicht getan«, erklärte der italienische Innenminister dazu. »Mare Nostrum« wird nun durch das EU-Programm »Triton« ersetzt, das wesentlich kleiner ist, nur vor europäischen Küsten aus operiert und auch nur auf Notruf antwortet, aber nicht selbst aktiv agiert. Flüchtlingsorganisationen vermuten, dass sich die Zahl der Toten erneut vervielfachen wird.

Menschenrechtsorganisationen betonen ebenso, dass es die Armut sei, die von der EU-Abschottungspolitik bestraft würde, und nicht zuerst die Nationalität: Als Beispiel nennen sie die Visapolitik mehrerer europäischer Länder, die an Reiche ohne Probleme Aufenthaltsrechte vergeben. So kann zum Beispiel in Spanien und Portugal jeder eine europäische Aufenthaltsgenehmigung erhalten, der mindestens 500 000 € in Haus- oder Grundbesitz investiert. In Ungarn bekommt jeder ein Schengenvisum, der dem Staat ein zinsfreies Darlehen von mindestens 250 000 € zur Verfügung stellt.

Von einer »Globalisierung der Gleichgültigkeit« hatte Papst Franziskus (*1936) bei seinem Besuch auf Lampedusa im Juli 2013 gesprochen. Und nach dem Unglück vom 3. Oktober lobte er ausdrücklich die Bewohner von Lampedusa und ihre Bürgermeisterin, die einfache »menschliche Freundlichkeit« gezeigt hätten durch ihre »Solidarität« mit den vielen Flüchtlingen auf ihrer kleinen Insel.